12. Dezember 1935 | Beilage zum Posener Tageblatt | Nummer 286

In freier Stunde

Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen Gestern und Morgen von Hans Heyck

(6. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Nix Herr Wülfing? Nix smukke Lady??" fragt Horndahl und wirft seine Hand im Bogen über das Flußtal hin. — Folkert schweigt und zuckt die Schultern. Doch Tim zeigt sich jetzt in seiner vollen Größe. „Seeker, seeker," ruft er; „wi gaht nu rupper un mook ehr üns Antritts-Visit'!!"

Die Norweger lachen. Sie haben den Befehl, sogleich zum Schiff zurückzurudern; die Freunde begleiten sie zum Boot. Ein letzter Abschied, letzte Grüße. Allerletzte Rufe durch die hohle Hand:

„Mangen tak, Jungs!" — „Paa gensyn i Tönsberg!" — — „Gut Wal!" — „Paa gensyn i Sankt Pauli —!!"

Da rudern sie hin; da sausen sie gegen die Brandung hoch: schneidige Burschen —!

Die Freunde stolpern über die groben Blöcke zur Hütte hinüber. „Nu sind wir also auf englischem Boden," sagt Tim; „da müssen wir uns ja wohl fein machen zum Löntsch! Tadellos rasiert sind wir schon!" Er fährt sich übers Kinn, durch die Stoppeln von vierzehn Tagen. Er lacht, der Kavalier.

„Glaubst du, daß Wülfing rasiert ist?" fragt Folkert geistesabwesend.

„Es ist doch für seine Frau, Mensch!"

Sie kommen zur Hütte. Folkert schleppt die Kisten und Koffer und Seesäcke hinein; dabei scheint die hellste Sonne vom wolkenlosen Himmel. „Paß mal ein bißchen auf, ob jemand kommt!" sagt er und verschwindet in der Hütte. Er hat vorhin eine Grube in der Ecke entdeckt; dorthinein legt er jetzt die Kisten mit Waffen und Munition. Gut eingelötet ist das Zeugs ja! Er packt ein altes Stück Blech darüber, beschwert es mit Steinen und macht die Stelle unkenntlich.

„Was wühlst du denn da herum, Folkert??"

„Ach, nichts." Er hockt sich auf seinen Koffer und brütet.

Folkert erhebt sich schwerfällig: „Was wirst du dich heut noch wundern, Tim! So hast du dich in deinem ganzen Leben noch nicht gewundert —!!" —

Dicht hinter der Hütte stoßen sie auf einen ausgetretenen Fußpfad und verfolgen ihn talauf. Ein richtiger Schlängelpfad ist es, einstmals von suchender Willkür gebahnt, dann von Gewohnheit ausgetreten, zwingend in seinem zielsicheren Bergansteigen und ganz unheimlich in seiner schweigenden Verlassenheit. Zwischen Grasbüscheln führt er hin, um Felsen herum, über flache Steine hinweg; zuweilen sind moorige Stellen im Boden mit Grassoden oder Kieseln ausgefüllt; einmal führt ein Brett über eine Felsspalte, ein richtiges dickes Fichtenbrett; schweigend spricht es: ein Mensch hat mich hierhin gelegt für seine Sohlen. Ob auch für deine Sohlen, Wanderer??

Zwischen Bach und Bergwand geht's hinauf, an kleinen Wasserfällen vorüber, unter Bäumen hin: wie eine Kreuzung von Weißdorn und Kiefern sehen sie aus mit ihren verkrümmten, stachligen Zweigen. Gelegentlich laufen Hühnervögel an den Hängen, schwarz, mit rotem Kamm und gelben Beinen: das müssen die Landrallen sein, von denen Folkert gelesen hat. — Ueppig sprießen hohe Farnkräuter überall zwischen den Felsen, unter den Bäumen; als zierliche Bischofsstäbe ragen ihre hellgrünen Triebe aus dem braunen, feuchten Moder.

Tim steigt vornweg. „Kiek, Drosseln im Busch!" ruft er. „Mit der Hand kannst sie greifen, die frechen Biester! — Was kriechst denn du da schon wieder herum?"

Folkert richtet sich vom Boden auf. Wortlos hält er eine leere Jagdpatronenhülse zwischen den Fingern. Sie muß schon lange hier gelegen haben; sie ist aufgeweicht und farblos.

„Alles in Ordnung!" sagt Tim. „Was fehlt dir bloß? Zum Schießen ist das Zeugs doch da!?"

Sie klimmen weiter. Der Pfad windet sich an den Bergfalten entlang, wird unübersichtlich, oft kaum kenntlich, einmal morastig, dann wieder felsenglatt und abschüssig, — ein höchst ungewöhnlicher Weg für Männer aus Langebüll in Schleswig-Holstein, meerumschlungen —

Da stößt Tim einen lauten Schrei aus. Folkert reißt den Kopf hoch, und sein Herzschlag stockt: drei Meter vor ihnen steht, lautlos emporgewachsen, eine Gestalt, ein wildes Wesen, und stützt sich breitbeinig auf eine Flinte —

Dumpf drängt sich das Brausen der Brandung in die atemlose Erstarrung hinein —

Und nun gurgelt eine Stimme. Worte sind es, menschliche Worte — deutsche Worte sogar. Wie aus einem Brunnen kommen sie:

„Ruh, Ruh, verstörter Geist! — Nun, liebe Herren,
Empfehl ich mich mit aller Liebe euch,
Und was ein armer Mann, wie Hamlet ist,
Vermag in Lieb und Freundschaft euch zu geben,
So Gott will, soll nicht fehlen! — Liebe Herren:
Verschlägt es euch die Rede? Steht mir Antwort!"

Doch sie können ja nicht antworten. Fassungslos starren sie auf die verwitterte, halb nackte Gestalt, in

ein haarig umbuschtes Gesicht, in gefährlich glitzernde, schreckliche Augen —

Da hebt der Wilde die Flinte. Ganz langsam hebt er sie, preßt den Kolben zärtlich an die bärtige Wange —

„Er schießt!!" schreit Tim und schmeißt sich hin.

In Folkert löst sich die Erstarrung. Einen Schritt vorwärts tut er, bis er über Tim zu stehen kommt, und spricht: „Der Leutnant Wülfing schießt nicht auf seinen Unteroffizier Jensen!!"

Der Flintenlauf hebt sich jäh und gleitet rückwärts durch braune Pranken; dann klirrt der Kolben auf den felsigen Grund. Die beiden Aufrechten schauen sich stumm in die Augen, viele dumpfe Herzschläge lang; ihre Blicke drängen und versenken sich, verwurzeln ineinander, und als ob der Ankömmling den Wilden magisch an sich heranziehe, ruckt dieser das hagere, braune Bartgesicht vor, immer weiter vor über dem baumstämmigen Leib. Ein träumerischer Schleier senkt sich vor die grelle Schärfe des blauen Blicks, und schließlich öffnet sich der umbuschte Mund voll schmerzlicher Inbrunst; die rauhe Stimme spricht, nein singt:

„Ein Liedlein grau und öde
Rann trüb wie Sand in Sand:
Dein Bruder der liegt schnöde
In Feindes Land und Hand.

Das Vöglein rosenfarben
Sang glockenrein ins Land:
Süß schlummern, die da starben,
In Gottes Land und Hand!

Der Schnee ging engelleise,
Ging silberflügelsacht
Des Rosenvögleins Weise
Rinnt süß durch Tag und Nacht."

Folkert fühlt eisige Schauer über Rücken und Arme jagen

„Wülfing —! Mensch —!!" Heiß erschüttert stößt er es hervor —

Tim hat sich inzwischen aufgerappelt. Der schießt ja gar nicht, der deklamiert man bloß, denkt Tim und schaut kopfschüttelnd von einem zum andern. Was soll das Ganze?

„Sie kennen uns wohl nicht mehr, Herr Wülfing??" sagt er bieder und tritt näher. Der Haarige blickt ihn fremd an; dann gurgelt er:

„Ich kenn dich wohl, ich kenn dich gut:
Wo saßen wir beisammen?"

„In Flandern doch, im vordersten Dreck —!" stammelt Tim. „Wissen Sie das alles nicht mehr?"

Der Wilde singt:

„Alles! Alles!
Alles weiß ich:
Alles ward mir nun frei!
Auch deine Raben
Hör ich rauschen . . ."

Die Worte verlieren sich in Gebrumm; doch immer weiter singt der entsetzliche Mensch. Die beiden Ankömmlinge scheint er vergessen zu haben; er lehnt die Flinte an den Fels; er schwingt die Arme weit hinaus und donnert mit dumpfer Stimme seine großen wilden Weisen übers schweigende Tal hin. Er merkt nicht, daß Tim sich neben die Flinte kauert und heimlich auf den Abzugsbügel drückt: es gibt einen kleinen Knack —

Die Waffe ist nicht geladen. Doch klar: längst alles verknallt —!

Folkert hat sich gefunden. So geht das nicht weiter, denkt er: wir müssen auf sein Wesen eingehen! Dicht tritt er an den Unheimlichen heran; lächelnd blickt er ihm in die glühenden Augen, und nun — nun wagt er das Unerhörte, obwohl er befürchten muß, daß dieser Wolf ihm die Kehle durchbeißt: er legt dem Wolf die Hand auf die Schulter, ganz fest und herzlich. Ganz zwingend.

„Wülfing," sagt er, „wir zwei, Tim Burlager und ich, sind haus- und heimatlos auf dieser Insel. Willst du uns in dein Heim führen?"

Jetzt erst entzieht sich der Wolf mit geschmeidigem Ruck der Hand des andern. Kühl feierlich sagt er: „Keiner sei heimatlos in meinem Reiche! Wer ihr auch sein mögt, was euch auch herführt: sicher sei euch mein Dach! Folgt mir die Höhe hinan!"

Er schultert die Flinte und schreitet wiegenden Gangs voran, bergan. Hinter ihm Folkert, als letzter Tim. Unser flotter Freund Tim ist mal wieder gar nicht vorneweg; er hält sich hübsch im Nachtrab; aus dem haarigen Waldschrat muß der Mensch erst mal klug werden. Tim hat sich das alles ganz anders vorgestellt, den Deubel auch —!

Folkert hat jetzt Muße, den Herrn der Insel ungestört von unten bis oben zu studieren: barfüßig schreitet er vor ihm her, weich und federnd; man kommt nur mit größter Mühe hinterher. Unbekümmert tritt er auf spitze Steine, auf Dornen, auf alles: angelaufen, angehärtet hat er sich ein natürliches Schuhwerk, das bis an sein Lebensende vorhält. Die nackten Beine bedeckt ihm ein dichter, blonder Flaum; darunter spielen wahre Knollen von Muskeln, kantig, steinhart und hüpfend! Eine dicke hirschlederne Hose von bayerischem Schnitt, eine Lederweste: alles verschabt, löcherig, fleckig; aber angewachsen an diesem hageren, wolfsstarken biegsamen Leib! Das blonde Haar am schmalen Hinterkopf kreuz und quer gestutzt, ratsch mit einer Schere abgefusselt, wenn es im Nacken kitzelte —!

Der Inselmensch schaut sich nicht nach seinen Begleitern um; er springt mit festen Gemsentritten bergan. Nur einmal bleibt er stehen, wartet auf die nachkeuchenden Stolperer und singt voll grimmig dröhnenden Jubels ihnen entgegen, über sie hinweg:

„Falle, was fallen mag!
Könnt ihr nicht mit mir laufen,
So mögt ihr euch verschnaufen
Bis an den jüngsten Tag!"

Der Schiffszimmerer Jensen ist kein belesener, kein kunstbewanderter Mann; er kennt die Gedichte und Weisen nicht, die er hier zu hören bekommt, und er wagt auch nicht zu entscheiden, ob Wülfing das alles selber gedichtet oder ob er es aus Büchern auswendig weiß. Eines aber wird seinem schlichten Herzen zur Gewißheit: daß diese dichterischen Ausbrüche nicht für den Augenblick geprägt und nicht als Antworten gedacht sind. Was haben sie mit einem gewissen Jensen oder Burlager zu schaffen? Nichts!! Jedes vernünftige Gespräch geht doch zusammen wie Haken und Oese, wie Knopf und Knopfloch, nicht wahr? Bei dem Mann da vorne aber greift alles ins Leere: er hat verlernt, mit Menschen zu sprechen; am Ende hat er seit Jahr und Tag sich nur noch mit seinen Büchern unterhalten —!

Allein, ganz allein, wer weiß, wie lange schon, muß Wülfing hier auf der Insel gelebt haben: das wird unserm Folkert jetzt unumstößlich klar. Und doch wagt er nicht, zu denken, was aus der Frau geworden sein mag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Taucher von Orena

Erzählung von Joachim H. Wohl

Orena ist eine winzige, weltverlassene Koralleninsel in der azurblauen Unendlichkeit des Pazifik. Sie liegt bereits unter dem südlichen Wendekreis, rechnet aber geographisch noch zu der über Hunderte von Seemeilen auseinandergezogenen Gruppe der Paumotus, und obgleich sie selbst kaum mehr als 150 farbige Bewohner zählt, gutmütige und ewig heitere Polynesier, mit denen die beiden Weißen auf der Faktorei noch nie Schwierigkeiten gehabt haben, werden die Franzosen das winzige Stückchen Erde nicht missen wollen. Denn Orena besitzt einige der ergiebigsten Perlmuschelbänke des gesamten Stillen Ozeans.

An einem Spätnachmittag im Herbst kurz vor dem Anbruch der Regenzeit waren wir, mit dem französischen Regierungsdampfer „Annette Colbert" von Papeete kommend, weit draußen vor den Riffen der Insel vor Anker gegangen. Es war die letzte Station der Inspektionsreise, die unseren Gastgeber Mr. Herbert, den damaligen Chefagenten der Südpazifischen Companie, alljährlich kreuz und quer durch das Labyrinth der Paumotus führte. Länger als drei Monate hatte die Fahrt diesmal gedauert, und wenn uns all die unberechenbaren Zufälle, die in diesen Breiten an der Tagesordnung sind, auch verschont hatten, so waren wir doch froh, daß die „Annette" morgen abend mit Volldampf in Richtung Tahiti abdrehen konnte. Auch eine Seereise wirkt bei dreimonatiger Dauer verdammt nervenermüdend.

Die wenigen Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit verbrachten wir unter dem luftigen Sonnensegel bei Whisky und dem ebenso unvermeidlichen „Casino". Wie oft habe ich anfangs, wenn ich den Verlust einer einzigen Stunde nachrechnete, den Erfinder dieses teuflischen Glücksspiels aus Leibeskräften verwünscht! Heute jedoch war mir das Glück hold: neben der Whiskyflasche zu meiner Linken türmte sich ein ansehnlicher Berg von flachen grauen Pappstücken, deren jedes 100 gute französische Goldfrank wert war, und ganz zu unterst lagen gar ein paar rote Pappscheiben, die 1000 Frank galten.

Erst als Mr. Herbert schätzungsweise mit 20 000 Frank im Minus stand, streckte er auf meinen Rat für diesmal die Waffen. Es war für ihn bestimmt kein großer Verlust; in Gegenden, wo damals Vermögen im Handumdrehen verdient und ebenso schnell wieder vertan wurden, hat das Geld einen weitaus geringeren Wert als bei uns, und ich war sicher, daß er die Lappalie von vorhin allein aus dem Perlengeschäft der kleinen vor uns liegenden Insel wettmachen würde.

Mr. Herbert schien der gleichen Ansicht zu sein. „Die Perlen von Orena sind weltberühmt," schmunzelte er, als wir uns wenig später anschickten, die Kabinen aufzusuchen. „Nicht nur die Perlen — auch die Menschen, die sie aus dem Meer heraufholen."

Er blickte nach der Insel hinüber, die wie ein langgestreckter Strich, auf dem einzelne silhouettengleiche Erhöhungen, Kokospalmen, aufragten, in der tropischen Dämmerung verschwand. Keines der Leuchtfeuer, die die Inselbewohner vorhin zu unserer Begrüßung entfacht hatten, spiegelte sich mehr in dem glasklaren Wasser der Lagune. Nur von den Riffen her klang das eintönige Singen der Brandung.

Mr. Herbert wandte sich um und seufzte. „Schade um diese Menschen! Sie sind dem sicheren Untergang geweiht. Jeder Zuzug zur Insel fehlt; es werden von Jahr zu Jahr weniger . . ."

*

Unsere Jolle lag hart innen am Riff. Mr. Herbert hatte sich in wenigen Stunden über den Stand der Geschäfte unterrichtet. Die Ausbeute im letzten Jahr war so groß gewesen wie noch nie: in Leinewandsäckchen, nach der Größe geordnet, lagen die kostbaren Schätze des Meeres jetzt schon im Tresor des Agenten auf der „Annette", und im stillen verwünschte ich den Augenblick, in dem ich ihm gestern geraten hatte, das „Casino" abzubrechen. Allein die ihm zustehenden Prozente aus dem Ertrag der Insel machten nach meiner Schätzung den doppelten Betrag seines gestrigen Verlustes aus.

Unsere Jolle lag, wie gesagt, im Schutze der Lagune, unweit vom Riff. Um sie herum wimmelten die Doppelkanus der Insulaner. Mr. Latard, der Verwalter der Faktorei, wollte uns zum Abschied noch das Perlentauchen an einer erst kürzlich entdeckten Muschelbank vorführen.

Einer unter den eingeborenen Tauchern, die allermeist tiefe Narben auf ihren braunglänzenden Körpern trugen, Narben, die, wenn auch nicht immer auf Zusammenstößen mit Haien, so doch auf furchtbare Verletzungen an dem nadelscharfen Korallenstein schließen ließen — einer von ihnen war mir vorhin schon auf dem Vorplatz des Verwalterhauses aufgefallen. Ein athletisch gebauter Bursche, dessen Muskeln wie Berge unter der gestrafften Haut hervortraten. Im Gegensatz zu den meisten seiner Berufsgenossen war er sehr jung, im Höchstfall sechsundzwanzig; seine Gesichtszüge waren ebenmäßig, fast schön, und die Augen unter der intelligenten hohen Stirn blitzten vor gutmütiger, kindlicher Freude.

„Wie heißt der Bursche?" hatte ich Mr. Latard gefragt.

„Tori," antwortete er. „Unser bester Perlenfischer! — Ob er heute mal für Sie tauchen darf? — Wenn der Chef nichts dagegen hat, gewiß!"

Ich holte mir die Erlaubnis Mr. Herberts ein und teilte sie Tori mit. Der Bursche war sichtlich stolz, daß man gerade in ihn das Vertrauen setzte, für den fremden weißen Mann Muscheln heraufzuholen, und ich sah, wie er eilig fortsprang, um einem zartgliedrigen, bildhübschen Geschöpf, das zusammen mit einer Reihe gleichaltriger Mädchen unsere Ankunft von ferne bestaunte, die Neuigkeit mitzuteilen. „Seine Braut, so sagt man wohl," lachte Mr. Latard. „Im nächsten Monat heiraten sie . . ."

Das Tauchen begann in der üblichen Form. Wenige Meter abseits der Jolle lagen die Kanus, in jedem Mann und Frau; und während die Männer, in der Linken das Netz zum Bergen der Muscheln, in der Rechten ein scharfgeschliffenes Stilett, das sowohl als Verteidigungswaffe, in erster Linie aber zum Loslösen der Muscheln benutzt wird, in die bläulichen Tiefen herabstießen, verfolgten die Frauen, über den Rand des Kanus gebeugt, durch eine primitive Blickfangvorrichtung aus dem harten Holz der Kokospalme die Bewegung ihrer Männer. Wir hielten im Boot sicherheitshalber Harpune und Revolver bereit; aber keine Haifischflosse durchschnitt, soweit man sehen konnte, den silberhellen Spiegel der Lagune.

Wie tief die neuentdeckten Bänke lagen, weiß ich nicht mehr; aber es muß sehr tief gewesen sein, denn alle Männer kamen ohne Muscheln zurück, und sie waren sonst bestimmt nicht gewohnt, die Muscheln aus lumpigen zehn Meter Tiefe zu holen.

Mr. Latard spuckte ärgerlich über die Bordwand. Er fühlte sich anscheinend reichlich blamiert über das Versagen seiner Leute und überflog nochmal prüfend die Reihen der Kanus.

„Tori war ja noch nicht unten!" rief er dann. „He, Bursche, komm doch mal her!"

Zaghaft kam der Schwarze herangerudert. In seinem Boot saß außer ihm das junge Mädchen, das ich vorhin schon bemerkt hatte. Es hielt den Kopf gesenkt, und wir alle sahen, daß es weinte.

„Tori nicht wollen tauchen!" begann der Polynesier in einer Mischung von schlechtem Französisch und dem heimischen Dialekt. „Nauro sagen, haben gesehen letzte Nacht Tori nicht kommen zurück — —"

„Seit wann hörst du auf Weibergeschwätz?" unterbrach ihn eine schroffe Stimme. Aber dann trat ein triumphierendes Leuchten in seine Augen. „Meinetwegen," rief er, „kannst du auch oben bleiben; nur die andern werden dich auslachen!" Tatsächlich ertönten bereits aus einigen Kanus, deren Insassen auf die Erfolge des jungen Mannes längst neidisch waren, höhnische Zurufe.

Der Bursche im Boot fuhr auf, als er sie vernahm. Er beugte sich über das Mädchen, flüsterte ihm einige Worte zu, und dann verkündete er, sich hoch im Boot aufrichtend: „Tori werden doch tauchen!"

Blitzschnell erledigte er die Vorbereitungen, prüfte nochmals das Seil in dem elastischen Bastgürtel, der seinen mächtigen Brustkorb umspannte, nahm Käscher und Stilett und verschwand mit einem letzten Blick auf sein braunes Mädchen in der blitzenden Tiefe. Die aufsteigenden Luftblasen verrieten, daß er den Weg auf das Hauptriff eingeschlagen hatte.

Es dünkte uns fast eine Ewigkeit, die er schon unter Wasser war. Aber immer noch löste sich mit fast beängstigender Regelmäßigkeit Windung um Windung von der Seilrolle im Vordersteven des Kanus.

Ein Schrei des Mädchens ließ uns hochfahren. Wir folgten ihrer ausgestreckten Hand: mit äußerster Schnelle schoß jetzt das Seile in die Tiefe, und wenige Meter von der Innenkante des Riffs wurde plötzlich das Wasser durch gewaltige unterirdische Bewegungen aufgewühlt.

„Himmel!" schrie Mr. Latard. Sein Gesicht war kalkweiß, und es bedurfte wahrhaftig nicht der nachfolgenden Flut von Verwünschungen, daß sich die Matrosen mit aller Kraft in die Riemen legten. „Das ist kein Hai. Die Bestien greifen nicht so dicht am Riff und vor allem nie unter Wasser an!"

Das Boot preschte über die Lagune. Wir alle standen aufrecht, die schweren Colts in den Händen, bereit, in der nächsten Sekunde einen Kugelhagel auf das Ungeheuer zu eröffnen.

Aber es kam nicht dazu. Gerade als sich die Leute auf Mr. Herberts Kommando mit aller Kraft gegen die Riemen stemmten, um die Jolle vor dem drohenden Auflaufen auf das

Riff zu bewahren, tauchte Toris Kopf unmittelbar an den Korallen auf.

Sein Gesicht war gräßlich verzerrt; die Augen schienen vor Schreck übernatürlich geweitet, so daß man nur das Weiße in ihnen sah. Die minutenlang in seinem Innern aufgespeicherte Luft explodierte mit hörbarem Krachen, und als der Mann sich im Wasser hob, um mit der charakteristischen Kraulbewegung der Eingeborenen auf unser Boot loszuschwimmen, sahen wir, daß Fleisch und Muskeln auf Brust und Oberarm eine einzige zerfetzte, blutige Masse bildeten.

„Das war kein Hai!" wiederholte Mr. Latard immer noch, nachdem wir den völlig Erschöpften behutsam ins Boot gehoben hatten. „Die Haut dieser Bestien ist zwar scharf wie ein Reibeisen; aber nie kann sie derartige Wunden reißen."

Der Zuruf eines Matrosen enthob ihn aller weiteren Mutmaßungen. Links von uns war plötzlich Nauro aufgetaucht.

Wir alle erkannten das Mädchen, auf das keiner im Eifer des Geschehens geachtet hatte, kaum wieder. Nauros vorher so sanftmütiger Gesichtsausdruck war wild und kriegerisch; ihre Augen funkelten vor Haß und Wut, in ihrer Rechten blitzte ein langzölliges Messer, und mit triumphierendem Aufschrei schleuderte sie, an das Boot herangeschwommen, einen länglichen, fahlgelben Körper, den keiner von uns bisher bemerkt hatte, über die Bugwand.

Mr. Herbert hob ihn auf. Es war der an seinem saugrohrförmigen Ende mit einem Kranz nadelscharfer Zähne besetzte Fangarm eines riesigen Kraken. Das Messer des tapferen Mädchens mußte ihn dicht am Körper des Ungeheuers abgetrennt haben.

Tori, dessen Verletzungen sich gottlob als nicht so schwer herausstellten, wie es ursprünglich den Anschein hatte, berichtete in knappen Worten den Hergang des Geschehens. Und als wir ihn vorsichtig an Land geschafft, seine Wunden desinfiziert und verbunden hatten, ergab sich die zweite Ueberraschung.

Denn inzwischen hatten Mr. Herbert und ich die Muscheln geöffnet, die der Mann, bevor er von dem Kraken überrascht worden war, auf den neuen Bänken gesammelt hatte.

Die meisten waren leer, zwei oder drei enthielten die zu schlechten Preisen gehandelten Grießperlen; in der letzten jedoch, einer uralten Muschel, die über und über mit Tang bewachsen war, fanden wir eine Perle von geradezu unwahrscheinlicher Größe und Schönheit. Schweigend drückte Mr. Herbert sie mir in die Hand. Tori hatte ja für mich getaucht.

Blitzschnell überlegte ich. Die Perle war ein Vermögen wert; ich konnte, wenn ich sie in Papeete verkaufte, das unstete Wanderleben in vier Erdteilen endlich an den Nagel hängen.

Aber im gleichen Augenblick stand vor mir das Bild jener beiden tapferen braunen Geschöpfe, deren tollkühnem Mut ich diese Glückschance verdankte — und ich, ich konnte nicht anders —, es war natürlich eine Riesendummheit; denn sie würde ihm ja doch nur von einem der herumzigeunernden schwarzen Perlenhändler für ein Spottgeld abgeluchst werden — . . . ich lief zu der Hütte Toris, zeigte ihm die Perle und preßte sie dann dem Mädchen, das nicht von seiner Seite wich, in die kleine, tapfere, braune Hand.

Erst hielt es Nauro für Scherz; aber als sie begriffen hatte, lachte und weinte sie abwechselnd vor Freude.

Drei Stunden später lichtete die „Annette" die Anker. Lange stand ich an der Reling und beobachtete mit dem Feldstecher ein überglückliches braunes Sonnenkind, das, einen Kranz roter Hibiskusblüten im Haar, dem davoneilenden Schiff vom höchsten Punkt der Insel nachwinkte, solange noch eine Mastspitze von ihm zu sehen war. Und als die Kleine verschwunden war, sah ich längere Zeit noch die ragenden Wipfel der Kokospalmen, bis auch sie in den azurblauen Fluten des unendlichen, unermeßlichen Pazifik untertauchten . . .

Büchertisch

Das neue deutsche Wörterbuch. Unter besonderer Berücksichtigung der Rechtschreibung sowie der Herkunft, Bedeutung und Fügung der Wörter. Siebente, neubearbeitete Auflage, bearbeitet von Karl Quenzel und Hans Volz. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. XXIV und 432 Seiten. In Leinen gebunden RM 2,85.

Das bestens bekannte Wörterbuch empfiehlt sich namentlich durch seine Zuverlässigkeit, seine Unterhaltsamkeit und durch den niedrigen Preis. Es enthält nicht bloß die Rechtschreibung, sondern auch die Herkunft der Wörter, treffliche Verdeutschungen der Fremdwörter, die Erklärung von Kunstausdrücken, die Regeln über die Zeichensetzung, die gebräuchlichen Abkürzungen, u. a. Die neue Auflage berücksichtigt ferner alle wichtigeren Begriffe, die von der Bewegung und im Dritten Reich geprägt worden sind. Wer dieses ausgezeichnete Wörterbuch besitzt, wird nicht nur von Fall zu Fall Rat darin suchen, sondern auch gern darin lesen.

Zeitschriften

„Das Innere Reich." Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Herausgeber: Paul Averdes und K. B. v. Mechow. 2. Jahrgang, Heft 9. Preis pro Heft 1.80 M., vierteljährlich 4.80 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.

Das Dezemberheft des „Inneren Reiches", der von Paul Alverdes und Karl Benno von Mechow betreuten Zeitschrift, gibt einem Dichter Raum, der nach jahrelangem Verkennen endlich in die Reihe der großen Meister der deutschen Sprache eingerückt ist: Josef Weinheber. Sein Sonettenzyklus „Von der Kunst und vom Künstler", der den Gesang Michelangelos an Vittoria Colonna in vollendeter und unvergleichlicher Weise variiert, die göttliche Sendung des Künstlers, sein Lieben und Leiden um des Werkes willen innerhalb der engen Grenzen des irdischen Daseins zum Inhalt hat, ist ein Werk, das an Unerbittlichkeit der Gesinnung, an Adel des Geistes, an Strenge der Form, an Glanz und Leuchtkraft der Sprache kaum seinesgleichen hat. — Sehr aufschlußreich ist im weiteren ein Aufsatz „Wie das Kaiserbuch entstand" von Else Ernst, der Witwe des großen, unserem Volke zu früh entrissenen Dichters Paul Ernst, dessen Hauptwerk „Das Kaiserbuch" soeben in einer preiswerten Volksausgabe erscheint. Beachtenswert sind ferner zwei Erzählungen: „Der Blutbaum" von Eduard Lachmann, die Schilderung eines düsteren, menschliche Leidenschaften offenbarenden Geschehens, das schließlich doch seine rechtmäßige Sühne findet; und die bei aller sprachlichen Eigenwilligkeit ungemein frische Jugendgeschichte „Die Holzschuhe" von Willi Steinborn, deren Hintergründigkeit manchen Einblick gewährt in die rätselhaften Tiefen des Daseins. Neben einer farbigen, gedankenvollen Landschaftsbeschreibung „Nördliche Heimkehr" von Joachim von Helmersen, einer kurzen Betrachtung Hans Niedermeiers über „Biographie und Drama", die wichtige Erkenntnisse über diese bisher noch zu wenig erforschte Frage erschließt, einem umfangreichen kritischen Beitrag „Zur Lyrik der Zeit" von Hermann Pongs, bleibt zu guter Letzt noch hinzuweisen auf den menschlich sehr schönen Bericht des „Malers Rothenbücher über sich selbst", der in den gut gelungenen Wiedergaben einiger seiner besten Bilder eine vorzügliche Ergänzung findet. Mithin ist auch dieses Heft in der Mannigfaltigkeit seiner Beiträge ein erfreuliches und begrüßenswertes Zeugnis für den neuerstandenen schöpferischen Geist, der in unserem zu sich selbst erwachten Volk wieder lebendig ist.

Westermanns Monatshefte. In der Weihnachtsfolge (Dezembernummer) beginnen Westermanns Monatshefte mit der Veröffentlichung des neuen Romans von Ludwig Tügel „Lerke", dem Verfasser des vor Jahresfrist herausgekommenen beachtlichen Werkes „Sankt Blehk". Man darf auf seinen neuen Roman mit Recht gespannt sein. Einige weitere Beiträge des genannten Heftes haben ausgesprochen weihnachtlichen Charakter, z. B. „Adventsterne und Nachbarzeichen", „Zweckvoll und schön", „Kinderspielzeug — hölzern und ungekünstelt" und „Schenken heißt Freudegeben". Alle 4 Beiträge sind mit vielen Abbildungen geschmückt, und wollen dem Leser die Wahl von Weihnachtsgeschenken für große und kleine Leute leicht machen. Ueber „Lothar Windsperger" schreibt Friedrich Stichtenoth; eines seiner schönsten Lieder, die Vertonung von Lenaus „Primula veris" ist mit Noten beigefügt. Bruno Brehm ist mit einer Novelle „Die Pferde" vertreten, und Dr. Gustav Wichern berichtet über die Wirkungen der geheimnisvollen Stoffe Hormone — Fermente — Vitamine und Katalysatoren. Ein besonders wertvoller und interessanter Beitrag nennt sich „Unbekanntes von Adolf von Menzel". Die Erstveröffentlichungen der in diesem Aufsatz wiedergegebenen Werke Menzels geben dem Beitrag eine besondere Bedeutung. Eine sorgfältig ausgewählte „Literarische Rundschau" vermittelt einen ausgezeichneten Ueberblick über die wichtigsten Bücher des Jahres, die es wert sind, zum Weihnachtsfest verschenkt zu werden. Georg Stammler ist mit 4 bisher unveröffentlichten Gedichten vertreten, und Hellmuth Langenbuchers Beitrag „Jenseits der Grenzen des Reiches" behandelt die Dichtung der Auslandsdeutschen. Unter den vielen guten Kunstblättern und Bildwiedergaben fällt das Oelgemälde von Adolph von Menzel „Männlicher Kopf" auf. Die Freunde dieser schönen Zeitschrift seien darauf hingewiesen, daß der Verlag die ersten vier Hefte des zur Zeit erscheinenden 80. Jahrgangs (September bis Dezember) in einer Weihnachtspackung vereinigt hat, die, da sie unter anderm den neuen Roman von J. M. Wehner „Stadt und Festung Belgerad . . ." enthält, sicher ebenfalls ein willkommenes Weihnachtsgeschenk sein dürfte. Probenummer von Westermanns Monatsheften auf Wunsch vom Verlag in Braunschweig.